

„MITTEILUNGEN“
DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIEN
BAND XXVIII Teil A

**Grundlagen der
nationalen Erziehung in Japan**

von

Kurt Meißner

Ausarbeitung
eines am 24. Januar 1934
vor der Deutsch-Japanischen Gesellschaft E. V.
in Berlin
gehaltenen Vortrags.

T Ô K Y Ô

1 9 3 4

Deutsche Gesellschaft
für Natur- und Völkerkunde Ostasiens
Tôkyô-shi, Kôjimachi-ku, Hirakawa-chô, 2-chôme, No. 7.
Kommissionsverlag von
Otto Harrassowitz, Leipzig.

**Grundlagen der
nationalen Erziehung in Japan**

von

Kurt Meißner

Ausarbeitung
eines am 24. Januar 1934
vor der Deutsch-Japanischen Gesellschaft E. V.
in Berlin
gehaltenen Vortrags.



T Ô K Y Ô

1 9 3 4

Deutsche Gesellschaft
für Natur- und Völkerkunde Ostasiens
Tôkyô-shi, Kôjimachi-ku, Hirakawa-chô, 2-chôme, No. 7.
Kommissionsverlag von
Otto Harrassowitz, Leipzig.

Grundlagen der nationalen Erziehung in Japan.

Von Kurt Meißner

Ausarbeitung eines am 24. Jan. 1934
vor der "Deutsch-Japanischen Ges.
E. V." in Berlin gehaltenen Vortrags.

Meine Damen und Herren,

Wenn man über die nationale Erziehung in Japan und über all die Mittel und Faktoren nachdenkt, die mitwirken, daß Vaterlandsliebe und nationale Gesinnung in Japan auf der hohen Stufe erhalten werden, auf der wir sie kennen, so drängen sich uns manche Fragen auf: Wie kommt es, dass Japan die nationalste Bevölkerung der Welt hat? Beruht dies allein auf der Insellage? Oder auf Erbeigenschaften? Ist die nationale Erziehung in Japan so gut? Könnten wir etwa dieses oder jenes davon übernehmen? Wird es diesem großen Volke, das auf seinen schönen, aber an Naturschätzen armen Berginseln zusammengedrängt ist wie kein anderes Volk der Erde, wird es diesem Volke mit seinem oder vielleicht durch seinen Nationalismus gelingen, weiter aufwärts zu steigen, wie es seit 1868 fast Jahr für Jahr gestiegen ist, obwohl es als Nachbarn die drei größten Nationen der Welt, die Vereinigten Staaten, Russland und China hat, die — jede in ganz anderer Art — von Japan in Volkscharakter und Regierungsform so verschieden sind, wie man es sich kaum ausmalen kann?

Die nationale Gesinnung der Japaner und die unvergleichliche nationale Geschlossenheit dieses Volkes beruht auf Erbeigenschaften der Rasse, auf Sprache und Religion, beruht auf dem innigen Zusammenhang dieses Volkes mit seinen Vorfahren, gegeben durch das seit mythologischen Zeiten in ununterbrochener Reihe im Volk lebende Herrscherhaus und beruht schliesslich . . . auf seiner Insellage. Die nationale Erziehung, so wichtig sie ist, und so verkehrt es wäre, sie zu vernachlässigen, findet in Japan einen Boden, auf dem es leicht ist, Resultate zu erzielen, die im viel geplagten Europa ewig ein Wunschtraum bleiben müssen.

Zunächst muß man auf die grossen, natürlichen Vorteile hinweisen, welche die Japaner nicht selbst erworben, sondern von Gott geschenkt erhalten haben, vor allem anderen durch Japans Insellage. Es ist selbstverständlich viel leichter, ein Volk national zu erziehen; wenn rund um das Land Meere liegen, die erst in tage- oder wochenlanger Seefahrt durchquert werden müssen, ehe man zum Nachbarlande kommt. Die Entwicklung des Flugzeugwesens kann den Vorteil der insularen Lage militärisch reduzieren, aber für die Pflege des nationalen Volkscharakters kann auch diese Entwicklung keine Gefahr bedeuten.

Ein zweites Gottesgeschenk für Japan ist seine Sprache. Denn alles, was Japanisch spricht, gehört zum japanischen Reiche, und Sprachprobleme gibt es nicht. Koreaner, Ainu usw. sind politisch machtlos und übernehmen die japanische Sprache gern. Fichte hat einmal gesagt, daß "die Menschen von der Sprache gebildet werden, weit mehr als die Sprache von den Menschen". Fichte glaubte, daß Wohnort, ja selbst Rassenmischung der Eroberer mit früheren Bewohnern die Eigentümlichkeiten eines Volkes weniger beeinflussen als die Sprache. Die Beispiele, die wir in Nord- und Südamerika, den Philippinen usw. haben, wo überall nach grossen Rassenmischungen die Sprachen der Eroberer gesprochen werden, beweisen, daß die Folgen von Wohnortswechsel und Rassenmischung größer sind als Fichte geglaubt hat, daß aber Fichte immerhin richtig erkannt hat, daß das Beibehalten der eigenen Sprache wichtiger ist als alles andere.

Die Sprache der Japaner ist grundverschieden von den Sprachen aller asiatischen Nachbarn. Am nächsten soll das Japanische noch dem Ungarischen und Finnischen verwandt sein. So könnte man, da laut Fichte "die Sprache den Menschen bildet", vielleicht in der Sprache eine Begründung für die radikale Verschiedenheit der Volkscharaktere der Japaner und ihrer nächsten asiatischen Nachbarn suchen. Und ein Triumph für Fichtes Theorie wäre es, wenn man zwischen Ungarn und Japanern Charakter-Ähnlichkeiten fände (wie Prof. Härtel Ähnlichkeit der Blutgruppen zwischen diesen Völkern festgestellt hat). Aber hiervon abgesehen, eins ist sicher, nämlich daß die japanische Nation durch ihre einheitliche Sprache in schönster Weise geeint ist. Selbst die dialektischen Verschiedenheiten sind trotz der langen Ausdehnung

des Reiches verhältnismäßig gering. Jeder kann den anderen verstehen und jeder, der Japanisch spricht, ist Volksgenosse und Untertan des Tennô.

Andererseits haben jene alten Japaner, die vor fast anderthalb Jahrtausenden die chinesische Schrift in Japan einführten, damit, vom nationalen Standpunkt aus gesehen, ihrem Vaterland einen schlechten Dienst geleistet. Denn durch die chinesische Schrift ist viel Unjapanisches in die Sprache und infolgedessen auch in den Volkscharakter gekommen. Ob dies zum Vorteil oder zum Nachteil für Japan war, läßt sich heute nicht mehr entscheiden, ebenso schwer wie die Frage, wie es geworden wäre, wenn Deutschland nicht unter den Einfluß Roms und des Christentums geraten wäre. Soviel kann man aber immerhin wohl sagen, daß es für Japan besser gewesen wäre, wenn damals die alten Japaner, so wie die Koreaner es später getan haben, ein eigenes Alphabet erfunden hätten, zumal die von ihnen blindlings übernommene chinesische Schrift für die japanische Sprache äußerst ungeeignet war.

Immer wenn man über die Eigentümlichkeiten eines Volkes nachdenkt, ist schwer zu entscheiden, wieviel davon ererbt und wieviel davon durch Umwelteinflüsse anerzogen ist. Und gerade diese Frage ist über alles wichtig, denn das Ererbte bleibt einem Volke, das seine Sprache und Rasse unvermischt erhält, ewig erhalten, während anerzogene Eigenschaften sehr schnell erworben werden aber auch sehr schnell verloren gehen können. Die pazifistische Neigung mancher Völker z. B. der Chinesen ist zweifellos Erbgut, ebenso wie die mehr kriegerische Einstellung anderer Völker sich durch die Geschichte immer auf ihre ältesten Vorfahren zurückverfolgen läßt. Unter den ostasiatischen Völkern haben die Japaner trotz aller äußerlichen Ruhe den heldischsten Sinn, der auch Erbgut sein dürfte. Japanische Abenteurer haben in China und Indonesien die dort wohnenden weniger kriegerischen Bewohner seit ältester Zeit als Seeräuber und Eroberer belästigt, selbst als die japanische Regierung jedes Verlassen der Heimat streng verboten hatte. In Japan selbst hat es immer eine große Kriegerkaste und viele waffenführende Bürger gegeben, und die Unzahl der inneren Kriege und Fehden konnte nur vorübergehend durch Zwang seitens starker Zentralregierungen unterbrochen werden. Damit soll nicht gesagt werden, daß die Japaner den Krieg lieben,

aber sie scheuen nicht den Kampf und diese Einstellung ist Erbgut.

Nationale Gesinnung selbst ist aber kein Erbgut, sondern muß von jeder Generation neu erworben werden. Die in Amerika geborenen Söhne reinjapanischer Eltern, die sogenannten "dai-ni-sei", und fast alle Japaner, die zu jung ausgewandert sind, beweisen dies.

Die schönsten Erbeigenschaften nützen nichts, wenn im Ausland Sprache und Religion verloren gehen, wenn vor allem das Gefühl des Einsseins mit den Vorfahren in rassefremder Umgebung von unverständigen Eltern und ausländischen Schulen nicht gepflegt wird. Leider sind unter den japanischen Auswanderern die meisten Eltern unverständlich, denn kultivierte, gebildete Japaner wandern selten aus.

Solange aber in Japan selbst die Regierung sich der Pflicht bewußt bleibt, in Schule, Heer und Marine, sowie vor allem durch den Shintókult die nationale Gesinnung zu pflegen, besteht kein Zweifel, daß das japanische Volk mit nur winzigen Ausnahmen vaterlandsliebend und sehr national gesinnt bleiben wird. Dieser Gesinnung verdankt Japan seine Vormachtstellung in Asien, und diese Gesinnung ist auch die Garantie dafür, daß Japan, eingeklemt zwischen den drei größten Nationen der Welt, seine Selbständigkeit dauernd ehrenvoll behaupten wird.

Es bleibt zu untersuchen, inwieweit Japans Nationalismus in Erbeigenschaften wurzelt und wie weit er durch Umwelteinflüsse, also in erster Linie durch den Shintókult und durch nationale Erziehung in Familie, Schule, beim Heeresdienst und in Vereinen hervorgerufen ist. Für die Beurteilung dieser Fragen gibt die Geschichte wenig Unterlagen. Das japanische Volk ist in geschichtlicher Zeit nie in innige Berührung mit fremden Rassen gekommen und hat nie in großer Zahl längere Zeit in fremder Umwelt gelebt. Die nach China, Nordamerika, Brasilien in etwas größerer Zahl ausgewanderten Japaner leben meist als Fremdkörper zwischen den sich gegen sie abschließenden Rassen, verkehren unter sich, sprechen Japanisch und vermischen sich wenig. Das liegt aber weniger an den Japanern als an den sie umgebenden Rassen. Je näher die Verwandtschaft mit dem Wirtsvolk ist, desto leichter geht der Einwanderer in Kultur, Sprache usw. des

Wirtsvolkes auf und desto grösser ist die Gefahr der Vermischung. Deutsche in Asien bleiben immer auch durch Generationen nationale Deutsche, während sie in Südamerika und noch schneller in Nordamerika, sobald sie zu Hause in der Familie nicht mehr Deutsch sprechen, bis auf einen sentimental, dem Vaterlande wenig nützenden Rest amerikanisieren. Ebenso geht es den Japanern. Dort, wo Japaner vereinzelt und nicht in großen, geschlossenen Gruppen in China leben, chinesieren sie in überraschend schneller Weise. Sogar die in den Vereinigten Staaten und auf Hawaii lebenden Japaner sind stark amerikanisiert.

Es kommt eben immer auf das Beibehalten der Sprache auch in der zweiten Generation und die Schule, in der diese Generation erzogen wird, an.

Die Gefahr des Assimiliertwerdens dürfte auch einer von den vielen Gründen sein, derentwegen die japanische Auswanderung nach der Mandchurei so schwierig und problematisch ist. Wird diese Auswanderung nicht staatlich organisiert und dauernd geschützt, so daß die Auswanderer möglichst unter sich und in geschlossenen Wirtschaftsgruppen beisammen bleiben, so hat die Auswanderung für das Mutterland wenig Nutzen, es sei denn, daß die Japaner in großer Zahl, also Hunderttausende oder besser Millionen nach der Mandchurei auswanderten, was aber so gut wie unmöglich ist, denn sie haben ihr eigenes Land zu lieb und ihre Vaterlandsliebe verursacht paradoxerweise in diesem Fall einen politischen Nachteil. Versprengte kleine Gruppen von Japanern würden in wenigen Jahrzehnten biologisch von den Chinesen aufgesaugt werden, wie die Chinesen immer alle ihre Eroberer und Beherrscher nicht mit Waffen, sondern biologisch besiegt haben. Deshalb denken sich die Japaner Manchoukuo auch weniger als Auswandererland, sondern beabsichtigen mehr, sich dort einen großen Abnehmer für die japanische Industrie durch Schaffung von Ordnung und durch große Investitionen an Arbeit und Kapital heranzuziehen. Wer diese Fragen richtig und gerecht beurteilen will, möge Prof. Karl Haushofers grundlegende und erschöpfende Bücher über Japans Bevölkerungsprobleme studieren.

Die Japaner sind also nicht viel anders wie andere Völker, indem sie anerzogene Eigenschaften in rassefremder Umwelt mehr

oder weniger leicht verlieren, während sie die angeborenen, ererbten Eigenschaften behalten, solange sie ihre Sprache behalten und keine Rassenmischung eingehen.

Um die Frage zu beantworten, ob die Japaner vererbte seelische Eigenschaften haben, auf deren Boden sie besonders national geworden sind, ist es nicht nötig, wissenschaftlich exakte Untersuchungen etwa mit eineiigen Zwillingen oder dergleichen anzustellen. Man kann auch ohne sie ziemlich zuverlässig die Wahrheit finden. Es sind in Deutschland eine ganze Reihe rein japanischer und halbjapanischer Kinder in deutscher Umgebung aufgewachsen und umgekehrt sind viele halbdeutsche Kinder in rein japanischer Umgebung aufgewachsen, in einzelnen Fällen auch rein europäische Kinder fast ganz von Japanern oder in japanischen Schulen erzogen worden. Andere halbjapanische Kinder besuchen die deutschen Schulen in Japan. Unsere deutschen Kinder in Japan spielen auf der Straße mit japanischen Kindern und wir sehen jahraus, jahrein täglich von früh bis spät um uns herum, wie japanische Kinder aufwachsen und wie sie erzogen werden. Da ergibt sich nun als ganz sichere Wahrheit, daß die japanischen Kinder und die Kinder mit japanischem Blut im Durchschnitt nicht so eigensinnig oder "wilensstark" sind wie unsere rein deutschen Kinder. Die japanischen Kinder haben nicht dasselbe Bedürfnis, sich auszutoben und Streiche zu spielen wie unsere Jungens und Mädchen. Sie sind ruhiger, sie sind mit weniger zufrieden und machen weniger kaputt. Das ist nicht nur anerzogen, sondern bestimmt ererbt. Die Kleinsten sind schon so und es bleibt so durchs ganze Leben. Man sieht in Japan, selbst unter Jungens, fast nie eine ernst gemeinte Rauferei. Sie sind folgsamer, sie sind weniger eigenwillig, sie wollen nicht alle immer Anführer sein. Sie fühlen sich mehr als ein Glied der Familie, denken schon als Kinder weniger individuell als unsere Kinder, das kollektive Fühlen und Sicheinordnen in das große Ganze zeigt sich schon von Kind auf an. Diese Eigenschaft, veredelt und gepflegt durch eine zielbewußte nationale Erziehung, macht den Japaner zu einem fast idealen Staatsbürger und Soldaten, denn die Führer, an denen es Japan bisher in entscheidender Stunde nie gemangelt hat, können sich kein besseres Volk wünschen als eines, das unter Verzicht auf alles Besserwissenwollen sich in ihrer ganzen Nation wie eine Familie fühlt und hinter die Führer stellt.

Ob das kollektive "wir"-Denken ewig vererbt und der japanischen Rasse erhalten bleiben kann oder ob es nur ein jüngeres Stadium der menschlichen Entwicklung ist, an dem die Japaner länger festgehalten haben als wir, sei dahingestellt, gegenwärtig ist der Unterschied jedenfalls da.

Das kollektive Denken der Japaner ergab sich außer aus ihren Erbeigenschaften und anderen Gründen zum Teil gewiß auch aus dem intensiven Gemeinschaftsgefühl der Dorfgemeinden, die in den wenigen, engen Tälern des Landes so sehr zusammengedrängt waren, daß sie, schon allein durch den Raummangel, wie zu einer Familie wurden.

Es ist auch kein Zufall sondern beruht bestimmt auf Erbeigenschaften, dass die Japaner den Gegensatz zwischen alter und junger Generation nicht in so hohem Maße kennen wie wir. Im Abendland setzt jeder seinen Stolz darein, etwas ganz Neues zu erfinden. In der Familie ebenso wie in der Geschichte der Völker auf allen Gebieten haben immer wieder die Söhne das nicht gelten lassen wollen, was die Väter getan haben. Manchmal ist die Menschheit durch diesen vor Energie überschäumenden, erfinderischen Geist um viele Stufen höher getragen worden, manchmal ist gutes Altes zerschlagen und dafür doch nichts Wertvolleres neu geschaffen worden. Ganz anders in Japan. Der Schauspieler, der Dichter, der Maler, der Musiker, der Gelehrte, jeder lernt erst ganz genau, alles haarscharf so zu machen wie sein Vater oder Lehrer, der es wieder von seinem Vater oder Lehrer gelernt hat. Im Theater sitzen die Zuschauer, die sofort bemerken, wenn ein Schauspieler auch nur ein Minenspiel anders macht als sein Vorgänger. In meinem Buch über das Sternenfest habe ich gezeigt, wie genau jeder Dichter wusste, was alle seine Vorgänger durch die Jahrhunderte hindurch über dies Fest gedichtet hatten und wie selten einmal ein Dichter einen neuen Gedanken, eine neue Wendung hinzubachte. Der Maler weiß und hat es in tausendmaliger Übung erlernt, wie z. B. ein Pferd nach besten, alten Vorbildern zu zeichnen ist. Gelingt es ihm eine Kleinigkeit besser zu machen, so ist er einer der Großen seiner Zunft, der sein Volk einen Schritt weiter gebracht hat. Aber niemals wird er die Leistungen seiner Vorgänger geringschätzig beurteilen. Immer fühlt er sich nur als Glied der unendlichen Kette. Immer hat er in seinem

Kaiserhause das lebende Beispiel der engen Verbundenheit mit seinen Vorfahren aus der "Götterzeit". Kung-fu-tzes Lehre vom Gehorsam gegen Vater und Lehrer und die Ahnenverehrung des Shintô trafen in Japan auf den dafür bestens geeigneten Volkscharakter. Das Moses-Gebot "Du sollst Vater und Mutter ehren" mit der merkwürdigen (sehr orientalischen) Verheißung "*auf dass Du lange lebest in dem Lande, das Dir der Herr Dein Gott gibt*" aber traf bei unseren germanischen Rassen auf einen schöpferischen, revolutionären Volkscharakter, der sich immer wieder gegen dieses Gebot auflehnen mußte, weil in dem Herzen jedes einzelnen der Wunsch liegt, selbst etwas Eigenes, Neues zu schaffen. Prinzen erhoben sich gegen die königlichen Väter, jede neue Kunstschule verdammt die vorhergehende Richtung, junge Angestellte zuckten über die Methoden des Seniors die Achsel und der Altenteiler hatte es nur selten beim jungen Bauern gut. Dies ist sehr im Gegensatz zum Japaner, der unter höchster Respektierung aller vorangehenden Leistungen, nur den Wunsch hat, bestenfalls etwas zur Weiterentwicklung beizutragen. "To the end of time", sagt Motoori in einem seiner von Ernest Satow, übersetzten Werke über Shintô, "each Mikado is the (sun)goddess' son.... He does not seek out new inventions, but rules in accordance with precedents which date from the age of gods". Hier liegt übrigens wahrscheinlich auch der Urgrund für das den Japanern manchmal vorgeworfene Talent zum Imitieren. Vielleicht haben die Japaner weniger "Erfindungsgeist" als die Abendländer, aber heutzutage werden ja auch im Abendlande die Erfindungen meist von Menschen gemacht, die nach fleißigem Studium aller fremden Vorarbeiten die Erkenntnis um einige Schritte vorwärts tragen. Die Zukunft wird zeigen, ob die Japaner schöpferisch zum Fortschritt der Menschheit viel beitragen werden. Uns aber interessiert heute das enge Verbundensein der Japaner mit ihren Vorfahren, das durch ererbte, seelische Eigenschaften im Gegensatz zum Abendlande möglich gemacht ist. Dieses enge Verbundensein fördert den nationalen Zusammenhalt in beneidenswertester Weise.

Die einzigartige Geschlossenheit der japanischen Nation und Rasse zeigt sich auch darin, daß die Japaner vom Norden bis zum Süden in ihren Häusern, Kleidung und vielen anderen Dingen Einheitsmaße und Einheitsformen eingeführt hatten, lange ehe man

in Europa und Amerika auf den Gedanken der Normung kam. Die Normung in Japan geht fast zu weit, man möchte sich manchmal die Häuser, das Straßenbild und die Kleidung etwas weniger einförmig wünschen.

Auch bei nationalen und Tempelfesten, wenn die Hauseingänge durch Fahnen oder Papierlaternen geschmückt werden, schließt sich kein einziges Haus aus, und das Straßenbild in seinem einheitlichen Schmuck ist dann ebenfalls ein hübscher Beweis für die nationale Geschlossenheit des Volkes.

Hierzu noch einige Worte über das kollektive Denken des Japaners, das sich selbstverständlich auch in der Sprache zeigt und dort so weit geht, daß der Japaner fast keine persönlichen Fürwörter gebraucht. Er gebraucht fast kein "ich" und "wir", kein "Du" oder "Ihr," nur aus der Höflichkeit bezw. aus der bescheidenen Herabsetzung der in der Rede gebrauchten Zeitwortformen kann man, oft unsicher genug, schließen, welche Person gemeint ist. Es klingt für das an japanisches Sprechen gewohnte Ohr schrecklich, geradezu abstoßend, wenn man ausländische Anfänger Japanisch sprechen hört, und immer wieder und wieder kommt das Wort "watakushi" ich, ich, ich. Dann fühlt man so recht den großen Unterschied zwischen dem egozentrischen Standpunkt des Westländers und dem des sich selbst möglichst zugunsten des Ganzen auslöschenden Japaners.

Kollektives Denken führt logischerweise zum gemeinsamen Tragen der Verantwortung. Früher mußte — übrigens nicht nur in Japan — für ein Verbrechen nicht nur der Verbrecher, sondern seine ganze Familie, Eltern, Brüder, Kinder büßen. Heute werden in Japan noch, besonders bei Militär und Polizei, aber auch in Industrie- und Handelsgesellschaften, Schulen usw. oft nicht nur der Verbrecher, sondern seine sämtlichen direkten Vorgesetzten durch alle Instanzen bis hinauf zu den höchsten Posten bestraft, und in ernsten Fällen wird erwartet, daß selbst der Minister, in dessen Ressort der Fall gehört, die Verantwortung, fühlt und sein Amt niederlegt. Das scheint uns übertrieben, doch ist es vielleicht des Nachdenkens wert, ob nicht unsere Auffassung zu individuell und der japanische Standpunkt nicht doch der richtigere ist. Auch unsere Reedereien halten den Kapitän verantwortlich, wenn einer seiner Untergebenen einen Fehler macht, auch dann, wenn den

Kapitän keine Schuld trifft und er den Fehler nicht hätte verhindern können. Das ist hart, aber nicht ungerecht, denn es kommt nicht auf das Individuum, sondern auf die Gesamtheit an, und es gibt kein besseres Mittel, höchste Leistungen jedes einzelnen und gute Zusammenarbeit von Vorgesetzten und Untergebenen zu erzielen als die in Japan heute noch lebendige, kollektive Tragung der Verantwortung. Daß heutzutage oft genug Vorgesetzte, deren Untergebene Verbrechen begangen haben, doch nicht die Konsequenzen ziehen, sondern an ihrem Amte kleben, ist unjapanisch und wird vom Volke so empfunden.

Sucht man nun nach anderen Erbeigenschaften, die einen besonders guten Boden bilden, um durch Erziehung darin nationale Gesinnung zu versenken, so möchte ich auch auf eine negative Eigenschaft hinweisen, nämlich auf das mangelnde Sprachtalent der Japaner. Koreaner und Chinesen sind sehr sprachbegabt, während die in allen anderen Sachen doch so überaus intelligenten Japaner anscheinend die größten Schwierigkeiten haben, fremde Sprachen zu lernen. Das, was wir für mangelnde Begabung halten, ist allerdings wahrscheinlich nur schlechter Sprachunterricht und mangelndes Interesse bei der Mehrzahl der Schüler. Es gibt jedenfalls fast keine Japaner, die imstande wären, in mehr als einer fremden Sprache flotte Konversation zu treiben. Um nun die in nationalen Fragen so erwünschte subjektive Einstellung zu behalten, ist es selbstverständlich besser, daß das Volk nicht zu viel fremde Sprachen spricht. Wenn nur die Führung von Politik und Wirtschaft über das Bescheid weiß, was im Auslande vorgeht —und in Japan weiß sie darüber ganz ausgezeichnet Bescheid—, so ist es besser, daß das große Volk die Scheuklappen der mangelnden Sprachkenntnisse trägt, denn desto besser wird es sich führen lassen.

Andere Erbtugenden der Japaner sind ihre anerkannt fabelhafte Beobachtungsgabe, ihre große Fingerfertigkeit, ihre Abneigung gegen abstraktes Denken und ihre Kunstbegabung, mit der auch ihre große Naturliebe eng zusammenhängt. Wenn auch auf den ersten Blick diese Erbeigenschaften mit Vaterlandsliebe und nationaler Gesinnung nichts zu tun haben, so kann man doch wohl sagen, daß praktische Menschen, die scharf und schnell beobachten, was in diesem oder jenem Fall zu tun ist, gute Soldaten und Staats-

bürger abgeben, und daß es nicht nötig ist, dass jeder alles bis zur Urzelle ergründen und darüber nachdenken will, warum dies oder jenes so sein muß. Das Forschen bis in die letzten Tiefen, das Fragen nach den Gründen ist in Japan Sache der Spezialisten, die anderen beschwerten sich nicht damit. Die große Masse lernt nicht mehr, als man lernen muß, lebt in großer Bescheidenheit zufrieden und vergnügt. Man kommt, wie das Beispiel Japans zeigt, auch so sehr weit.

Und was nun die Kunstbegabung, den durchs ganze Volk gehenden ästhetischen Geschmack und die große Naturliebe anbetrifft, so stehen auch diese Erbeigenschaften im Dienste der Vaterlandsliebe, denn es liegt auf der Hand, daß ein Volk, das die Schönheit eines Blütenzweiges, eines Grases, eines vom Winde zerzausten Baumes zu schätzen weiß, wo die Architektur mit sicherem Geschmack in die Landschaft hineinkomponiert ist, sein Vaterland mehr lieben muß als etwa andere Völker, die materieller Vorteile wegen die Naturschönheit ihrer Heimat zerstören oder gar ihre schönsten Tempel oder ehrwürdige Stätten nationaler Erinnerung bestehen und verfallen lassen.

Wenn man einen Japaner fragt, wie es kommt, daß seine Nation so national gesinnt ist, so wird er sagen: "Wir fühlen uns alle wie eine Familie, gipfelnd in unserem Kaiser, dessen gleichen es in der Welt nicht gibt, denn seine Vorfahren stammen von den Göttern ab, die uns dies Land geschenkt haben, und seit über fünf Halbjahrtausenden führten uns die kaiserlichen Vorfahren als gütiges Haupt einer großen Familie. Sie haben für uns das Land erobert, ihnen danken wir alles, für sie bringen wir jedes Opfer".

Es reizt selbstverständlich immer zum Widerspruch, wenn ein Mensch oder eine Nation behauptet, sie besäße etwas, was niemand sonst hat. Aber stellen wir uns einmal vor, dass die Familie Hermanns des Cheruskers heute noch an der Spitze eines geeinten Deutschlands, so weit die deutsche Sprache reicht, stehen würde. Stellen wir uns vor, daß wir eine Religion hätten, die in der Kaiserverehrung gipfelte, und daß schon zu Zeiten Hermanns unsere Vorfahren fest daran geglaubt hätten, daß seine erhabenen Vorfahren von Wotan oder Baldur abstammten. Und noch eines: Es gibt zwar auch in der japanischen Herrscherreihe gute und grausame, große und unbedeutende Herrscher, aber es gibt in der japa-

nischen Geschichte keinen einzigen Fall, wo das Kaiserhaus oder ein Mitglied des Kaiserhauses nationale Landes-Interessen dem Haus- oder persönlichen Interesse geopfert hätte. Wenn man das alles bedenkt, so muss man den Japanern wohl recht geben, daß sie in ihrem Kaiserhause etwas Einzigartiges haben.

Unser Volkskanzler und Führer hat gesagt, daß die größte Stärke für die Regierung eines Staates sich dann ergäbe, wenn Popularität, Kraft und Tradition sich verbinden. Die Tradition und die Popularität hat die japanische Kaiserliche Regierung immer als selbstverständlichen Besitz durch das Kaiserhaus. Die Kraft der Regierung hat im Laufe der Geschichte geschwankt. Aber das Hitler-Wort bewährt sich auch in Japan: Immer wenn die Regierung kraftvoll geführt wurde, zeigte sich größte Stärke und höchste Blüte, und dies wird auch in Zukunft bestimmt immer wieder so sein.

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch an ein zweites Hitler-Wort erinnern. Hitler fordert den Glauben an die eigene Unbesiegbarkeit. Jeder, der Frontsoldat war, weiß, wie wichtig dieser Glaube ist. Nun, in Japan glaubt jedes Kind, jeder Erwachsene und bestimmt jeder Soldat an die Unbesiegbarkeit Japans. Der Glaube an die eigene Unbesiegbarkeit ist notwendig, um zu siegen. Aber dieser Glaube darf natürlich nicht zu einer Unterschätzung des Gegners führen, die gefährlich wäre. Man stößt in Japan oft auf Fälle von Unterschätzung von dem, was im Auslande geleistet wird. Nach einer Periode manchmal kritiklosen Aufnehmens und Bewunderns ist dies eine nationale Reaktion, deren Anfänge in die Zeit des Russisch-Japanischen Krieges fallen. In Japan aber wird die Gefahr, die in solch einer Unterschätzung anderer liegt, dadurch gemildert oder aufgehoben, daß die ganze Oberschicht und die höhere Mittelschicht durch Reisen das Ausland persönlich kennen, so daß die Führer des Volkes sehr gut die Stärken und Schwächen anderer Länder einzuschätzen wissen. Die suggestive Kraft, die im Glauben an die Unbesiegbarkeit liegt, und das Vertrauen, das jeder einzelne zu sich und alle zusammen zur Führung haben, werden im Ernstfalle, wenn Zahl und Macht der Gegner nicht gar zu überlegen sind, bestimmt immer den Sieg an die japanische Fahne mit ihrem Symbol des unwiderstehlich aufstrebenden Sonnenballs knüpfen.

Wie in Japan das Selbstvertrauen von Kindheit auf gefördert wird, so pflegt man selbstverständlich auch die Liebe zum Kaiserhaus und Vaterland und die heldische Gesinnung. Schon die kleinsten Kinder bekommen spottbillige, jeden Monat wechselnde Bilderbücher mit Märchen, Heldengeschichten und Bildern, die diesen Zwecken dienen. Es folgt die ausgezeichnete japanische Elementarschule, in die jedes Kind, arm und reich, hoch und gering, mindestens sechs Jahre lang gehen muß. Hier werden die Klassen und Stände in bester Weise zusammengebracht, alle Stücke aller Lesebücher sind sorgfältig ausgewählt und viele davon haben ausgesprochen den Zweck, nationale Gesinnung, insbesondere Opferbereitschaft für Kaiserhaus und Nation und heldischen Geist zu pflegen. Fünf- oder sechsmal im Jahr an nationalen Feiertagen vereinigen sich alle Kinder und Lehrer vor den in jeder Schule vorhandenen Bildern des Kaiserpaares zu einer ehrfurchtsvollen Zeremonie. Bricht in einer Schule Feuer aus, so werden diese Bilder selbst unter Lebensgefahr gerettet; gehen die Bilder verloren, so trägt der Schuldirektor die Verantwortung, indem er den Freitod der Schande vorzieht. Die auf die Elementarschule folgenden Mittel- und besonders die unseren obersten Gymnasialklassen entsprechenden Koto Gakkô, Berufsschulen und Universitäten sind, was nationale Erziehung anbetrifft, nicht so gut wie die Elementarschulen, ja manche von ihnen machen den guten Erfolg der Elementarschule wieder zunichte, aber dies trifft nur auf einen geringen Prozentsatz der heranwachsenden, städtischen Jugend zu. Auch an den höheren Schulen werden die nationalen Feiertage in der gleichen würdigen Weise wie in den Elementarschulen gefeiert. Ueberdies ist jeder mittleren und höheren Schule ein aktiver Offizier attachiert, der mit den Jungens militärische Märsche macht, exerziert und gelegentlich Schießübungen veranstaltet. Wer an diesen Uebungen nicht in vorgeschriebener Anzahl teilgenommen hat, erhält nicht die Einjährigenberechtigung.

Hierzu möchte ich, nicht um Kritik zu üben, sondern nur, weil das Beispiel ungemein lehrreich ist, ein paar Worte über den Fall der Sophia-Universität sagen, der 1933 spielte und inzwischen befriedigend beigelegt worden ist. Die Sophia-Universität wird mit katholischen, nur zum Teil aus Deutschland stammenden Mitteln betrieben. Es ist die einzige Universität in Japan, an der

die Mehrzahl der Lehrer und auch der Direktor Ausländer sind, und zwar fast alle deutsche Jesuiten. Die von der Universität abgehenden Schüler können recht gut Deutsch, haben ein gutes Benehmen und man merkt, daß sie von ihren Lehrern auch zu einem ordentlichen Lebenswandel angehalten sind. Sie werden nicht gezwungen, katholisch zu werden, und die nationale Gesinnung wird gepflegt und keinesfalls bekämpft. An dieser Schule ist es nun vorgekommen, daß zwei Schüler, die katholisch waren, erklärt haben, sie könnten es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren, mit den anderen Schülern vor dem Yasukuni-Shintô-Schrein zu den Seelen der in den verschiedenen Kriegen gefallenen Soldaten zu beten bzw. diesen die vorgeschriebenen Reverenzen zu erweisen. Dies wurde bekannt, der der Schule attachierte Offizier wurde zurückgezogen und infolgedessen verloren die Schüler die Möglichkeit, an den militärischen Uebungen teilzunehmen und hierdurch die Aussicht auf die Einjährigberechtigung. Die Schule konnte deshalb eine Zeit lang kaum noch neue Schüler bekommen und wäre ruiniert worden, wenn dieser Konflikt nicht beigelegt worden wäre. Die japanische Regierung steht auf dem Standpunkt, Shintô sei keine Religion, sondern nur ein nationaler Kult, der Pflicht jedes Japaners sei. "Shintô", der "Weg der Götter" oder vielleicht richtiger der "Weg der Seelen", kann von den Japanern nicht aufgegeben werden, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollen. Deshalb ist es auch ganz natürlich, daß man die Andacht im Shintô-Schrein zu einem Pflichtteil der nationalen Erziehung schon in der Schule macht. Die christlichen Missionare müssen sich damit ebenso abfinden wie die Buddhisten es tun und können es auch, da kein religiöses Anbeten sondern nur eine nationale Verehrung und Reverenz vor Kaiserhaus, Nationalhelden und Vorfahren verlangt wird.

Nach der Schule kommt der Militärdienst, der, nach preußischem Muster eingerichtet, dafür sorgt, daß die gedienten Leute in ihr Dorf als tüchtige, durch und durch nationale Kerle heimkehren. Am japanischen Militär ist besonders zu loben, daß der Abstand zwischen Offizier und Soldat nicht so hoch ist, wie es bei uns vor dem Kriege und hier und da leider auch während des Krieges war. Zweitens ist es besonders lobenswert, daß im Laufe der Dienstjahre mancherlei getan wird, um die Eltern und Ver-

wandten der dienenden Soldaten für das Militär zu begeistern: Einladungen in die Kasernen zu bestimmten Gelegenheiten, Besichtigungen der Kriegsschiffe und dergleichen. Ich glaube auch, daß die Japaner sehr richtig daran tun, ihre Einjährigen nicht in Privatquartieren, sondern mit den anderen Soldaten zusammen in der Kaserne wohnen zu lassen.

Der Geschichtsunterricht in der Schule ist, wie ich schon sagte, zum Teil in die Lesestücke der Elementarlesebücher verlegt und ist im wesentlichen Heldenverehrung und Heldenerzählung. Der durchschnittlich gebildete Japaner nimmt die Mythologie unbesehen als Wahrheit hin, kennt fast gar keine Jahreszahlen (was verständlich ist, da die Japaner bei jeder Thronbesteigung neu zu zählen anfangen) kennt aber ganz genau sehr zahlreiche, zum Teil sehr detaillierte Anekdoten über Japans Helden. Die Treue, die der Untergebene dem Herrn (chû=忠) und die Liebe und Verehrung, die Kinder den Eltern (kô=孝) schulden, sind die Grundpfeiler der nationalen Erziehung in Japan. Der ganze Geschichtsunterricht in und nach der Schule kommt darauf hinaus, das Volk in diesen Tugenden durch Darstellung leuchtender Beispiele zu stärken. Da Japan außer der Abwehr der Mongolenflotte und außer den japanischen Einfällen in Korea vor der Meiji-Zeit keine nationalen Kriege geführt hat, so handelt es sich bei den Heldengeschichten in erster Linie um Vasallentreue, vor allem dem Kaiserhause gegenüber. Aber auch aus den Fehden der Feudalherren untereinander wird manche Anekdote erzählt, um Tapferkeit und Opferbereitschaft für den Herrn zu verherrlichen. Nichts lesen oder hören die Japaner lieber als solche Rittergeschichten. Die größten, modernsten japanischen Zeitungen bringen alle ohne Unterlaß immer Rittergeschichten, manchmal verteilt über Hunderte von Fortsetzungen. In den Theatern werden Ritterstücke gespielt, wobei immer Konflikte mit der über alles gehenden Vasallentreue das Problem bilden. Die professionellen Geschichtenerzähler erzählen mit vor Begeisterung dröhnender Stimme Heldengeschichten, denen die Japaner gespannt lauschen, obwohl die Geschichten manchmal mit der Schilderung der Waffen, der Feldabzeichen, der Heeresaufstellung usw. Längen haben, die für unseren Geschmack unerträglich sind.

Diese Geschichten haften aber im Gedächtnis und, da das

Volk auch nach der Schule nicht aufhört, sie zu lesen oder zu hören, so kommt es, daß die Japaner in der Geschichte ihrer Vorfahren (unter beispielloser Verachtung aller Jahreszahlen) besser Bescheid wissen als irgend ein anderes Volk der Erde.

Mit der Erwähnung der Theater, Zeitungsromane, Geschichtenerzähler sind wir schon bei der nationalen Erziehung des japanischen Volkes nach der Schule und nach der Militärzeit. Hierzu gehört natürlich auch der Film, der ebenfalls, dem Geschmacke des Publikums folgend, viele Ritter und Heldengeschichten bringt und so oft wie möglich nationale Töne anschlägt. Andererseits wird in Japan wie in allen Ländern der Welt auch darüber geklagt, daß durch Kino und Revuetheater viel Jugend verdorben wird. Aber ob das wirklich so ernst ist, muß mindestens als zweifelhaft hingestellt werden. Die Studenten, die vor 30 Jahren bei den *musume-gidayu* (von jungen Mädchen vorgetragene Heldensänge) "dô suru, dô suru" brüllten, benehmen sich heute wie verrückt, wenn sie in den Revue-Theatern die Namen ihrer Bühnenlieblinge brüllen. Das ist alte, japanische Theatersitte, gilt der Schönheit auf der Bühne und die jungen Leute können trotzdem gute Soldaten und national gesinnte Staatsbürger werden.

Beim Radio sorgt die japanische Behörde väterlich dafür, daß das Volk das Ausland nicht hören kann. Dies erscheint uns Deutschen, die gewohnt sind, selbst entfernte Länder gut zu hören wie eine besonders scharfe Einschränkung der persönlichen Freiheit. Aber in Japan hat das Publikum von vornherein nie Gelegenheit gehabt, das Ausland oder gar Rußland zu hören, und vorläufig denkt die japanische Regierung nicht daran, das Volk an solche gefährlichen Genüsse zu gewöhnen, die der allgemeinen nationalen Gesinnung Abbruch tun könnten. Nur in seltenen Ausnahmefällen wird eine besonders harmlose ausländische Darbietung von den japanischen Sendern aufgenommen und übertragen.

Die Grosstadtjugend kennt durch den Film das Ausland recht gut. Die Tokyo boys und girls wissen genau wie das Roulette in Monte Carlo funktioniert, was Braut, Bräutigam und Pastor bei einer Hochzeit zu tun haben, wie Reichswehr und wie S.A. üben oder was für Gondeln auf den Kanälen Venedigs fahren. Hat es da noch Zweck, das Volk zu hindern, im Radio das zu hören, was sie im Film schon gesehen und gehört haben? Beim Film kann

die Behörde durch Zensur Unerwünschtes ausschneiden. Beim Radio ist das schwer möglich. Als bei Admiral Togo's Totenfeier Amerikas Anteilnahme im Radio demonstriert werden sollte, kamen zur Entrüstung ganz Japans aus U.S.A. die wohlbekannt Klänge des komischen japanischen Kappore-Tanzes ("Leben und Lieben"!), den die Amerikaner anscheinend für Trauermusik gehalten hatten! Solche Erlebnisse dienen verständlicherweise nicht gerade als Ansporn, weitere ausländische Darbietungen mit den japanischen Sendern an das japanische Volk weiterzugeben oder diesem gar zu gestatten, mit eigenen Apparaten Rußland zu hören.

Bei der Pflege nationaler Gesinnung helfen auch die Kriegervereine der gedienten Soldaten und die Jünglingsvereine mit, in denen die Reservisten die Hauptrolle spielen. Sie erziehen die ungedienten jungen Landsleute dazu, bei jeder Gelegenheit zu helfen, nicht nur bei nationalen Katastrophen, wie beim großen Erdbeben 1923, sondern auch bei der Aufrechterhaltung der Ordnung bei großen Tempelfesten u. dgl., wo es sich oft um Menschenmassen handelt, die mehrere Hunderttausend zählen.

Diese Mittel und, immer wieder zu erwähnen, vor allem die Kaiser- und Ahnen-Verehrung des Shintô-Kultes, genügen vollkommen, um fast hundert Prozent des Volkes bis an ihr Lebensende national zu halten, so national, daß sie alle westländische Zivilisation, Fortschritt und Sitten übernehmen können, ohne sich innerlich deswegen zu ändern, jedenfalls ohne die geringste Aenderung in ihrer nationalen Gesinnung. Nach jeder Periode fremder Kulturaufnahme folgt in Japan auch stets eine Periode extremen Nationalismus, der vom Uebernommenen alles wieder wegwischt, was zu viel ist oder schädlich werden könnte.

Nach der die ersten 25 Jahre jedes Japaners voll ausfüllenden nationalen Erziehung sitzt der japanische Geist so fest, daß es nichts schadet, wenn eine immer nur beschränkte Anzahl älterer Leute zu der Ueberzeugung kommen, daß auf einigen Gebieten das Nationale Grenzen hat, daß hohe Schutzzölle und Subventionen zu technischem Stillstand führen, daß auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft jedes Land manchmal vom anderen Lande lernen kann, daß wissenschaftliche Zusammenarbeit wie die von Koch und Kitasato, Ehrlich und Hata, Noguchi und Mühlens zum Segen der

Menschheit wie der eigenen Nation ist. Man muß sich durch das Auftreten solcher Männer mit internationalen persönlichen Freundschaften überhaupt nicht täuschen lassen. Gewiß diese persönliche Freundschaft ist echt und herzlich. Deswegen bleibt aber der betreffende Japaner doch national bis auf die Knochen. Die Japaner machen auch die Mode mit, internationale Konferenzen zu beschicken und gelegentlich im Auslande als liberale Kosmopoliten aufzutreten. Doch geschieht dies nur der guten äußeren Wirkung halber, oder es handelt sich um einen unwichtigen Ausnahmefall. In Wirklichkeit haben Regierung und Volk niemals ein anderes Ziel als das Wohl des eigenen, in sich fest geschlossenen Vaterlandes.

Nun läßt es sich aber nicht leugnen, daß es in Japan auch Kommunisten gibt und sich unter ihnen gefährliche Elemente befinden, die zu den sinnlosesten Verbrechen bereit sind. Aber auf jeden Kommunisten kommen tausend national Gesinnte, und die japanische Polizei und Gerichtsbarkeit hat von jeher auf dem Standpunkt gestanden, daß schon die kommunistische Gesinnung genügt, um den Betreffenden zuchthausreif zu machen. In Japan ist es wohl möglich, daß Kommunisten durch Verbrechen einmal großes Unglück verursachen, aber eine eigentliche kommunistische Gefahr gibt es nicht. Daß man den Verkauf kommunistischer Bücher und sogar deren Uebersetzung ins Japanische lange Zeit fast unbeschränkt zugelassen hat, ist ein Fehler der Ministerien, die in Japan noch von wechselnden Parteimajoritäten besetzt werden mit Ausnahme der stets von Fachleuten besetzten Kriegs- und Marine-Ministerien, die genau wissen, was sie wollen und die eine kontinuierliche Politik verfolgen.

Die Parteien in Japan spielen dieselbe klägliche Rolle, die sie in anderen Ländern spielen, eigentlich sogar eine noch kläglichere, da sie nicht einmal einen Parteienstandpunkt, zum Beispiel reaktionär oder demokratisch oder sonst etwas vertreten, sondern nur um Macht und Posten kämpfen. Die Intrigen zum Beispiel um die Frage, wer Parteiführer werden soll, wirken abstoßend. Das imposante neue Parlamentsgebäude in Tokyo gegenüber der Deutschen Botschaft soll 1936 fertig sein. Was für eine Art von Volksvertretung wird wohl dann in das neue Haus einziehen?

Einiges, was bei uns eine Errungenschaft der nationalen Re-

volution ist, haben die Japaner lange vorher als richtig erkannt und eingeführt. So das Isolieren der Kommunisten, die Wehrübungen der Jugend, die nationale Erziehung in und nach der Schule, die Art des Geschichtsunterrichtes usw. Auch sonst gibt es noch viele Parallelen. So ist unser kürzlich wieder ins Leben gerufene Erbhofgesetz im großen und ganzen identisch mit dem in Japan für alle Stände geltenden Erbrecht. Es erbt der älteste Sohn, der gegen seine jüngeren Geschwister nur gewisse "Verpflichtungen" hat. Wie die meisten Dinge auf dieser Welt hat dieses Recht in Japan seine guten und seine schlechten Seiten. Letztere bestehen hauptsächlich darin, daß oft die jüngeren Geschwister fähiger sind als der Älteste und daß sie, weil sie praktisch nichts erben, in ihrem Vorwärtskommen behindert sind, ja, oft auch zusehen müssen, wie der Älteste die ererbte Wirtschaft herunterbringt. Das deutsche Erbhofgesetz hat für solche Fälle Sicherheitsmaßnahmen vorgesehen. Auch die Japaner haben für besonders schlimme Fälle die Entrechtung des Erben durch die Familienversammlung, aber das ist nur ein meist zu spät angewandtes Mittel für besonders schwere Fälle. Daß an allen arbeitenden, erfolgreichen Männern ein hindernder Ballast von schmarotzenden Nichtskönnern hängt, ist ein weiterer Nachteil des Großfamilien-Systems, der in den letzten Jahrzehnten etwas besser geworden zu sein scheint. Die japanischen Juristen waren im Begriff, das alte japanische Erbrecht abzuschaffen, aber der neue deutsche Schritt gibt den japanischen Gesetzgebern vielleicht wieder zu denken, so daß sie ihr altes Recht doch beibehalten werden. Erben alle Kinder gleichmäßig, so ist das ein wichtiger Schritt zum individuellen Prinzip. Erbt nur der Älteste, so sichert das den Zusammenhang der Großfamilie bis zu den Vettern, Neffen usw. Der Zusammenhang der Großfamilien ist in Japan zwar nicht mehr ganz so innig wie früher, aber doch noch gut gesichert. Es liegt etwas Ansprechendes und Imponierendes in einer japanischen Familienversammlung. Der in fast keiner Familie fehlende alte Großvater, der selbst wenig mehr tut als Tee trinken, Blumen und Zwergbäume pflegen und die Gebete vor dem Familienaltar zu beten, ist bei solchen Anlässen immer das gehegte und gepflegte Oberhaupt und der Mittelpunkt der Familie. Er ist es auch, der darauf achtet, daß die Gedenktage an verstorbene Ahnen nie vergessen werden.

Ein Gang zum Tempel, ein grosses Festessen, an dem alle Verwandten teilnehmen, fördert den guten Zusammenhalt, und das Denken an die Ahnen bildet selbstverständlich einen Ansporn, ein würdiges Glied in der Familienkette zu werden.

Die Ahnenverehrung bringt es mit sich, daß der Stamm jeder Familie unbedingt erhalten werden muß. Ist kein Sohn vorhanden, so erbt die Tochter und der Schwiegersohn nimmt den Familiennamen seiner Braut an. Sind keine Kinder da, so werden Kinder aus bekannten Familien adoptiert. Dabei sind die Japaner sich scheinbar schon immer bewußt gewesen, daß auch seelische Eigenschaften sich vererben. Bei uns war die Adoption bisher durch Gesetzgebung sehr erschwert und wenn adoptiert wurde, so wählten die Eltern meistens irgendein körperlich gesundes Kind, dessen Eltern so gut wie unbekannt waren. Man glaubte, daß durch Erziehung in einer guten Familie die erwünschten seelischen Eigenschaften anerzogen werden könnten. Wohl jedem sind Fälle bekannt, wo Eltern trotz sorgfältigster Erziehung mit ihren adoptierten Kindern Enttäuschungen erlebt haben. In Japan aber werden nur Kinder aus befreundeten oder verwandten Familien der gleichen Gesellschaftsklasse adoptiert, oder man adoptiert schon erwachsene Söhne.

Unter der Regierung der Tokugawa wurde 300 Jahre lang das Experiment fast vollständiger Autarkie unternommen. In dieser Zeit, wo jeder Sohn gezwungen war, den Beruf seines Vaters zu ergreifen, wo also durch Gesetz und Sitte der Aufstieg der Begabten von unteren zu höheren Klassen künstlich verhindert war und wo infolge der absoluten Absperrung gegen das Ausland die Jahrzehnte und Jahrhunderte hintereinander ohne wesentliche Veränderungen abrollten, konnte die Bevölkerungszahl nicht steigen und wir haben in Japan das Phänomen, daß in einer Zeit vollkommenen Friedens die Bevölkerungszahl unverändert niedrig blieb. Daß in einem Lande, wo Ahnenverehrung und Kinderliebe eigentlich zum Vielkindersystem führen mußten, Abtreibungen und Kindermord überall Sitte wurden, zeigt, wie falsch die Regierungsgrundsätze der Tokugawa Shogune waren. Als sich Japan dann vor etwa 65 Jahren dem Welthandel öffnete und nach und nach eine Industrie entwickelte, stieg die Bevölkerungszahl rasch, verdoppelte sich in wenigen Jahrzehnten. Es hat sich gezeigt, daß

selbst Religion, Sitte und die große Kinderliebe, die alle Japaner haben, nicht genügt haben, um die Bevölkerungszahl steigen zu lassen, daß aber die Japaner sofort zu einem Vielkindersystem übergegangen sind, als durch kluge politische und wirtschaftliche Leitung die wirtschaftlichen Möglichkeiten für die Ernährung der Kinder gegeben waren.

Der dann erst eintretende jährliche Bevölkerungsüberschuß füllte die Großstädte. Die Landwirtschaft, die in Japan auf einer kaum mehr zu steigernden Höhe steht, in der, wie bei einer Gartenwirtschaft, buchstäblich jeder Halm gepflegt und jedes flache Quadratmeter selbst auf Bergesspitze bebaut wird, konnte den Bevölkerungsüberschuß nicht auch noch aufnehmen. Aber in den Großstädten wuchs von Jahr zu Jahr die Industrie und der Handel und schaffte für den Bevölkerungsüberschuß die wirtschaftlichen Vorbedingungen. Und wenn auch die in der Landwirtschaft beschäftigten Menschen in ihrer Zahl nicht sehr zunehmen konnten, so konnte doch der Ertrag des spärlichen Bodens durch wissenschaftliche Methoden, Felderregulierung, verbesserte Bewässerung, Düngung und durch die Einverleibung von Korea so weit gesteigert werden, daß Japan fast vollkommen Selbstversorger ist.

Daß nicht nur die Bevölkerungszahl rapide stieg sondern auch gleichzeitig der Lebensstandard wesentlich verbessert wurde, beweist welch ein Segen für Japan die Oeffnung seiner Häfen für den Welthandel war.

Noch heute steigt die japanische Bevölkerung Jahr für Jahr um fast eine Million. Der Bevölkerungsdruck sucht ein Auslaßventil und hat mangels einer besseren Möglichkeit die Richtung nach dem nordöstlichen Asien eingeschlagen. Ueberall sonst hatte der weiße Mann, der glückliche Erfinder der Feuerwaffe, die Welt besetzt und aufgeteilt, als Japan aus seinem dreihundertjährigen Tokugawa-Schlaf erwachte. Die Auswanderung nach der Mandchurei ist, wie schon gesagt wurde, schwierig. Wenn sie dem Mutterlande dauernden Nutzen bringen soll, so müßte sie in ganz großen Zahlen unter dauerndem wirtschaftlichem und politischem Schutz geschehen. Aber Japan könnte, sobald es die Mandchurei zu einem großen Absatzland und Rohstofflieferanten organisiert hat, in seiner Industrie im Stammlande wahrscheinlich eine noch erheblich größere Bevölkerung ernähren. Gönnen wir

es ihm, denn dies allein gibt die Hoffnung, daß der Bevölkerungsdruck ohne Katastrophe verläuft. Die Auswanderung nach allen anderen Ländern der Welt ist ganz gering und wird überdies durch die Rückwanderung fast aufgehoben. In U.S.A. leben nur 100 000 Japaner, in Canada nur 20 000, in Hawai 120 000. Die erfolgreichste Auswanderung war noch die nach Brasilien, wo 120 000 Japaner in den Kaffeepflanzungen arbeiten, aber auch hier wird jetzt ein Riegel vorgeschoben. Was bedeuten diese kleinen Zahlen bei einer jährlichen Zunahme von einer Million!

Eine soziale Fürsorge und Altersversicherung gibt es in Japan nicht. Alles bleibt der Familie überlassen. Es gibt auch keine Arbeitslosenunterstützung. Aber man darf nicht ohne Nachdenken sagen, daß wir sozialer handeln oder mehr tun als die Japaner. Ueberall, wo Konfuzius Moral lebendig ist, ist es selbstverständlich, daß für die alten Leute gesorgt wird. Ebenso selbstverständlich wie Kinder bei ihren Eltern wohnen und essen, ebenso selbstverständlich ist es, daß auch die alten Großeltern im Hause wohnen, ihre Nahrung finden, umgeben von Liebe und Achtung. Diese Altersversorgung, also wiederum eine wirtschaftliche Tatsache, ist ein Hauptgrund für Japans Kinderreichtum. Daß Kinderliebe und Ahnenkult allein keinen ausreichenden Ansporn bilden, ist durch die Geburtenbeschränkung in der Tokugawazeit definitiv bewiesen. Aber in Zeiten, in denen die wirtschaftlichen Aussichten für das Berufsfortkommen günstig sind, können Eltern gar nichts Besseres tun als möglichst viel Jungens in die Welt zu setzen und, wenn zuerst Mädels kommen, weiter Kinder, bis genug Jungens da sind, und zwar als Altersversorgung. Man kann —etwas übertrieben ausgedrückt— sagen, daß die Japaner anstatt Steuern und Versicherungsbeiträge lieber Geld zum Kinderaufziehen aufwenden, also gleiche oder höhere Geldopfer für eine andersartige Altersversorgung aufbringen. Ebenso ist es mit der Arbeitslosenunterstützung. Oberflächliche Betrachter sagen, die Regierung und die Arbeitgeber täten nichts. Aber sie vergessen die Entlassungsgelder, die jeder Arbeitgeber gewohnheitsgemäß geben muss. Diese Usance ist so streng, daß selbst bei hoffnungslosen Pleiten die Gläubiger eigene Mittel einschießen, um den Arbeitern Entlassungsgelder zu zahlen. Da diese Entlassungsgelder, namentlich bei Arbeitern und Angestellten, die schon mehrere oder viele Jahre im

Dienst der Firma stehen, hoch sind, überlegt es sich jeder Arbeitgeber zehnmal, ehe er Angestellte entlässt. So erhält der Stellungslose ohne Förmlichkeit und ohne Verwaltungskosten eine sehr erhebliche Barsumme, die ihm in vielen Fällen gestattet, etwas Neues, Eigenes anzufangen und es auf alle Fälle mehrere Monate ruhig auszuhalten, bis er etwas Neues findet. Ist man aber trotz allem in Not, dann nimmt man seine Wattedecken und zieht zum Vater oder Bruder, die gern ein wenig zusammenrücken und das, was sie haben, vergnügt wie Kinder miteinander teilen. Hier liegt der Hauptvorteil des Grossfamiliensystems. Uebernahme der japanische Staat alle Fürsorge, so viele die wirtschaftliche Notwendigkeit des Grossfamiliensystems weg, die vielen Kinder würden für die Altersversorgung überflüssig und der enge Zusammenhang zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern würde genau so locker werden wie im Abendlande. Ob die Großfamilie vom nationalen Standpunkt aus besser ist als das Einzelgehen, wird —da man um das Beispiel der Chinesen und Juden nicht herumkommt— von manchem bezweifelt. Daß das Großfamiliensystem aber vom sozialen Standpunkt aus sehr gut und nützlich ist, kann kein Mensch bestreiten. Aber das Beispiel der Chinesen usw. zeigt, dass für die Erhaltung eines Staates Chü (忠) wichtiger ist als Kô (孝).

Die Wahl der Braut und des Mannes war in Japan immer Sache der Eltern, die mit Hilfe des ehrenamtlich tätigen Vermittlers vor der Eheschließung genaue Untersuchungen über die Familie und das Vorleben des Ehepaares anstellen. Also letzten Endes, wenn man es ganz durch die rosige Brille ansieht, prüfen die Eltern, ob durch die Heirat körperlich und geistig gesunde Erbeigenschaften in ihre Familie kommen. Auch in Deutschland kommen alle neuen Forderungen darauf hinaus, daß Eheandidaten nicht blind der Stimme der Liebe folgen sondern eugenische Rücksichten nehmen sollen. Da nun aber in Japan trotz allen angeblich so genauen Nachforschungen schließlich doch jeder und jede heiratet und da jeder, dem es die Natur nicht verweigert, auch Kinder zeugt, so muß viel minderwertiges Erbgut vererbt werden. In der Tat hat man in Japan den Eindruck, dass ein Sterilisierungsgesetz sehr nötig wäre, um der Natur bei der Ausscheidung minderwertigen Erbgutes nachzuhelfen.

Die Medizin steht in Japan auf einer zu hohen Stufe, so daß man sich nicht mehr auf die Natur allein verlassen kann, daß sie die Rasse durch Auslese gesund erhält. Auch Familienpflege und Wohlfahrt hält vieles Minderwertige, was die Natur sonst ausmerzen würde, am Leben. Die mörderischen japanischen Kinderkrankheiten (ekiri usw.) treiben keine Auslese, sondern rafften oft die besten Kinder in wenigen Stunden weg. Bedenklich ist auch, daß in Japan Geisteskranke, Schwachsinnige, Lungenkranke weniger asylirt sind, sich also mehr vererben und vermehren können als in Europa. Man kann solch eine Asylirung nicht so schnell, wie japanische Mediziner es wohl möchten, durchführen, denn man darf nie vergessen, daß Japan zwar ein mächtiges, aber ein nach europäischen und amerikanischen Begriffen doch noch relativ armes Land ist, das große Aufgaben zu lösen hat und jedes Jahr löst, das aber auf seinem Wunschzettel noch viele Wünsche stehen hat, auf deren Erfüllung es noch lange warten muß.

Die Japaner haben in neuerer Zeit nicht nur ihre Gesetzgebung, sondern auch ihre Sitten und Moralauffassung, was Frauen, Nebenfrauen und Maitressen anbetrifft, den westländischen Ideen angepaßt. Wer heute noch eine Maitresse aushält, tut es möglichst diskret. Aber wichtiger als Frau oder Geliebte ist immer das Kind, die Erhaltung des Stammes. Ist die legitime Frau kinderlos, wird sie, wenn sie nicht von ausländischen Ideen angesteckt ist, selbst dafür sein, daß der Mann evtl. vorhandene, außereheliche Kinder anerkennt. Auch das japanische Gesetz steht auf dem Standpunkt, daß das eigene Kind, ob legitim oder illegitim, dem Vater nähersteht als andere Verwandte. Versuche, die erblüsterne entfernte Verwandte oft in solchen Fällen machen, enden meist zu Gunsten der illegitimen Kinder!

Japan ist ein Männerstaat. Die Frau ist zwar angesehen und nicht unwürdig unterdrückt, aber sie ist nicht gleichberechtigt. Zu Politik und Wahlrecht haben die Japaner ihre Frauen nie zugelassen, sie sollen Hausfrauen und Mütter sein. Freilich hat die japanische Frau immer viel mitgearbeitet. In der Landwirtschaft war dies selbstverständlich, aber auch im Büro, in Ladengeschäften und in Fabriken sind sehr viele Mädchen beschäftigt. Aber die meisten arbeiten nur ein paar Jahre vor der nie ausbleibenden Heirat. Als Frau ist die Japanerin der beste Lebenskamerad, den

man sich denken kann, treusorgend und anspruchslos, bei Glück und Erfolg bescheiden bleibend und mit Würde repräsentierend, bei Unglück und Misserfolg ohne Klage und Vorwurf dem Manne eine treue, heitere Hilfe. Frauen-Gleichberechtigung und Wahlrechtsunsinn könnten in Japan nur schaden.

Ausländische Kritiker Japans und Verfechter des Gedankens gleicher Rechte für beide Geschlechter haben in diesem Zusammenhange immer als besonders schreckliche Tatsache angeführt, dass in Japan der Ehebruch der Frau strafbar und Scheidungsgrund ist, während der Ehebruch des Mannes nebensächlich behandelt wird. Gewiß ist kein Ehebruch zu verteidigen, aber heute, wo wir in Deutschland wieder Wert darauf legen, unsere Vorfahren zu kennen, werden wir vielleicht den japanischen Standpunkt besser verstehen. Ist die Frau nicht absolut treu, so weiß später niemand mehr, von wem er stammt. Ist der Mann untreu, so schadet das dem Familienstammbaum nichts. Die Japaner sagen, die Reinerhaltung des Stammes sei über alles wichtig, und von diesem Standpunkte aus ist die verschiedene Beurteilung des Ehebruchs des Mannes von dem der Frau verständlich.

Der europäische Gedanke beim Adel oder bei Fürstengeschlechtern, daß die Mutter des Erben aus ebenbürtigem Geschlechte sein müsse, hat oft zu Zuständen geführt, die nach japanischer Auffassung einfach verrückt sind. Da man im eigenen Lande kein Geschlecht als ebenbürtig anerkannte, mußte man entweder Inzucht treiben oder aus dem Auslande Prinzessinnen importieren. Tat man dies ein paar Generationen hintereinander, so hatte man auf dem Thron Herrscher, die fast nur noch landfremdes Blut in ihren Adern hatten. Dies finden die Japaner wie gesagt einfach verrückt und sagen, dass diese Verrücktheit nur noch von jenen Ländern übertroffen würde, die sich im Bedarfsfall einen König aus landfremdem Geschlechte gewählt hätten. Die japanischen Kaiserinnen waren von Anbeginn bis heute entweder kaiserlichen Geblütes oder stammten in der größten Mehrzahl aus den dazu erkorenen fünf vornehmsten, mit dem Kaiserhaus eng verwandten Familien. Wenn in einigen wenigen Fällen die Kaiserin kinderlos war, so kamen die kaiserlichen Kinder der ranghöchsten Nebenfrauen als Erben in Betracht, doch waren auch diese Nebenfrauen selbstverständlich aus den vornehmsten Geschlechtern des

Landes.

Anders war es bei den hohen Adelsgeschlechtern, z. B. den Tokugawa-Fürsten. Die Hauptfrauen dieser Familie sind ziemlich oft kinderlos gewesen, und die Ahnen des jetzigen Fürsten haben verschiedentlich Mädchen sog. "niedriger" Herkunft zu Nebenfrauen erhoben, deren Kinder Erben geworden sind, so daß der jetzige Fürst unter seinen Ahnen einige Grossmütter hat, die man sich als hübsche Mädels aus dem Volke vorstellen kann. Das Bürgermädels, welches dem vorbeiziehenden Fürsten auffällt und zur Nebenfrau erhoben wird, bildet (unter dem Titel Juwelensänfte) ein häufig wiederkehrendes Thema in japanischen Geschichten. Die Auffrischung hochadligen Blutes durch gutes Blut bürgerlicher Volksgenossinnen ist die zwar nicht beabsichtigte aber doch erzielte gute Folge gewesen. Die japanische Idee dabei war allerdings nur, daß das edle Vaterblut allein wichtig sei und erhalten werden müßte, und daß es weniger darauf ankomme, welche Frau die Ehre hat, den Erben in die Welt zu setzen.

Ueberhaupt darf nie vergessen werden, daß die Japaner nicht immer aus richtigerer Erkenntnis die Fehler des Abendlandes vermieden haben. Ein Land, das durch weite Meere von anderen Ländern und Rassen isoliert ist, läuft ja kaum eine Gefahr, rassenbiologische Fehler zu machen. Die 500 000 Japaner, die im Auslande leben, spielen zahlenmäßig keine Rolle und, da die Bewohner der Wirtsländer sich mit ihnen nicht mischen wollen, ist selbst ihre Rassenerhaltung insbesondere in Nord- und Südamerika wenig gefährdet. Im Inlande aber haben die Japaner erst recht keine Rassenprobleme. Viele Koreaner und Chinesen haben japanische Frauen, aber das ist deren Sache und kann den Japanern nichts schaden. Die wenigen Europäerinnen, die Japaner heiraten, werden zwar meist von Schwägern und Schwiegereltern nicht gerade freudig begrüßt, aber das hängt mehr mit den verschiedenen Sitten, größeren Kosten oder persönlichen Gründen zusammen, insbesondere wenn es sich um mitgebrachte "Freundinnen" handelt. Solche abweisende Haltung entspringt keiner Rassenantipathie. Die Japanerinnen, die in der Meiji-Zeit mit Europäern oder Amerikanern, meist ohne eine Heirat zu schließen, zusammenlebten, wurden allerdings von ihren Landsleuten verachtet, aber auch dies war weniger Rassenwiderstand sondern mehr das Gefühl, daß die Mehr-

zahl dieser Mädchen aus niedrigsten Ständen nur wegen materieller Vorteile zu den sich nach damaligen japanischen Begriffen "barbarisch" benehmenden Ausländern gingen und nun die reiche Dame spielen wollten. Europäerinnen aus guten Familien, die sich mit Japanern der gleichen Gesellschaftsklasse verheiratet haben, sind meist gebührend geachtet worden. Daß auch unter ihnen viele nicht gerade glücklich geworden sind, hat andere Gründe. Europäerinnen oder gar Amerikanerinnen sind es aus ihrer Heimat gewohnt, daß Braut und Bräutigam sich zusammentun, um eine neue, unabhängige Familie zu bilden. In Japan (wie in China) aber heiratet die Frau in die Großfamilie des Mannes hinein, wo im bewußten Gegensatz zum westländischen Einzelgehen ein System gegenseitiger Abhängigkeit und Verpflichtungen herrscht. Das ist sogar für viele japanische Bräute unerträglich schwer, um wie viel schwerer muß es für eine Ausländerin sein, die so etwas nicht von Jugend auf kennen gelernt hat. Die Chinesen und Koreaner, die die chinesische Kultur nach Japan brachten, sind ohne weiteres in den Volkskörper aufgenommen worden. Man gab ihnen japanische Frauen und absorbierte sie in wenigen Generationen.

Die Reinerhaltung der japanischen Rasse ist niemals gefährdet gewesen und das Gefühl sicheren Besitzes macht es den Japanern leicht, in Einzelfällen großzügig zu sein. Ein Staat, dessen Reichsgrenzen exkl. Kolonien mit den Rassen- und Sprachgrenzen identisch sind, hat es beneidenswert leicht, sein Volk in sich fest geschlossen und national gesinnt zu erhalten.

So gibt es in Japan zahlreiche Faktoren, durch die der nationale Zusammenhalt gefördert wird. Ihnen gegenüber wiegen die Gegenkräfte, von denen die aus Rußland importierte kommunistische Bewegung schon erwähnt wurde, nicht schwer. Auch keine Gefahr aber doch einen bedauerlichen Schaden bilden die in den elenden Cafés und Bars von Tōkyō, Kyōto usw. herumsitzenden geistig und körperlich unterernährten Schüler und Studenten. Ich schätze sie in vielen Schulen auf etwa fünf Prozent der Schüler. Man sollte versuchen, in diese Jungen die Begeisterung unserer Hitlerjugend hineinzubringen. Eine Verbesserung und Vermehrung der schon vorhandenen Wehrübungen der höheren Schulen ließe sich gewiß leicht durchführen. Auch ein Jahr im Arbeitslager

nach deutschem Muster könnte nützen. Von der städtischen Jugend werden nämlich verhältnismäßig nur sehr wenige zum Militärdienst eingezogen, irgend ein Ersatz dafür würde vielen jungen Städtern besonders solchen aus den höheren Schulen, die sonst zu einem geistigen Proletariat ohne Kraft und Saft heranwachsen, gut tun.

Die Japaner legen bestandenen Examina und Schulabgangsdiplomen einen übertriebenen Wert bei. Bei Hochzeitsreden wird z. B. fast immer auf die angeblich guten Schulzeugnisse nicht nur des Bräutigams sondern sogar der Braut hingewiesen! Die Folge davon ist, daß Eltern, die es sich eigentlich garnicht leisten können, ihren Söhnen gestatten, Universitäten zu besuchen, daß die Söhne bei jeder Versetzung und jedem Examen im Kreise bewundernder Tanten und Schwestern dänkelhaft werden, daß vielen Studenten während des Studiums die Mittel ausgehen, so daß sie in schlechten Quartieren unterernährt leben und oft urteillos sich kommunistisch anstecken lassen. Die Elementar- oder Grundschulen in Japan sind bewunderswert gut, desgleichen einige der höheren Fachschulen, aber viele höhere Schulen und Universitäten tun für die nationale Volkserziehung nicht genug. Ueber die Güte der japanischen Elementarschulen und —immer vom Standpunkt der nationalen Erziehung aus gesprochen— über die Verbesserungsnotwendigkeit vieler höherer Schulen ließe sich noch manches sagen. Eine noch zu erwähnende für das Gemeinschaftsgefühl gute Einrichtung sind die Schul-Uniformen, durch die der Unterschied zwischen reich und arm unter Schulkameraden verwischt wird, leider aber nicht immer bei den Lehrern, die an vielen höheren Schulen Söhne reicher oder einflußreicher Eltern möglichst nicht durchs Examen fallen lassen.

Ueberhaupt ist der Gedanke, daß man den Menschen nicht nach der Art seiner Arbeit bewerten soll, sondern danach, wie er sie ausführt, in Japan wie überhaupt im Orient noch nicht durchgedrungen. Vielleicht wird er nie durchdringen. Im alten Japan waren Samurai, Bauer, Handwerker und Kaufmann streng getrennt und achteten sich gegenseitig keineswegs. Heute gelangen viele Söhne unbedeutender Eltern aus Bürgerkreisen der Provinz an die Spitze des Staates oder der Wirtschaft, besonders dann, wenn sie es verstehen, sich schon in jungen Jahren in das Gefolge eines bedeutenden Mannes zu drängen. "Protektion schadet nur dem,

der keine hat." Zuerst mit Hausarbeit und Botengängen, dann mit Sekretärdiensten, schließlich als Prokuristen oder Vizeminister werden solche jungen Leute nach und nach ihrem alternden Gönner unentbehrlich, bis dieser schließlich selbst seinen Stempel der jüngeren Kraft überläßt und nichts mehr tut als bei den allabendlichen Festessen die vom Geheimsekretär vorbereitete Festrede zu verlesen. Nur wenige Söhne aus den gehobenen Ständen eignen sich für solch eine Laufbahn und die Folge ist, daß strebsame Jünglinge aus niedrigeren Ständen (aber nicht aus dem Proletariat) in Japan gute Möglichkeiten haben, an die Spitze zu rücken.

Ist aber ein Japaner an die Spitze oder in einen gehobenen Stand aufgerückt, so verlangt er und erhält auch Respekt. Die Berufsstände sind in Japan nicht gleichwertig, es wird bewußt ein Unterschied gemacht. Aber das Verhältnis zwischen Offizier und Ordonanz, Familie und Dienstmädchen, Chef und Büropersonal, und, wenigstens in kleinen und mittleren Fabriken, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist heute noch in den meisten Fällen gemüthlicher und patriarchalischer als in Europa. Auch ist der übergroße Dünkel der einzelnen Stände in dem frischen Wind des großen Neuaufbaus in der Meiji-Zeit schnell gefallen. Geburtsadel, Wissenschaftler und große Geschäftsleute heiraten oft durcheinander, scheinen sich also einigermaßen gleichwertig zu achten.

Die gutwillige, traditionelle Subordination unter die als höher anerkannten, führenden Stände macht in Japan das Regieren leicht, fördert die Geschlossenheit der Nation und gibt dem Staat seine Stärke.

Auch in der Wirtschaft findet man in Japan eigentlich nur Zustände, die für den nationalen Gedanken günstig sind. Erst in der neueren Zeit sind durch Industrie, Welthandel und modernen Bergbau ein paar Personen so reich geworden, daß besonders von militärischer Seite dieser Zustand kritisiert wird, denn wenn ein zu großer Teil des Volksvermögens einigen wenigen Personen gehört, so seien diese auch politisch zu fürchten ohne verantwortlich zu sein. Auffallen tut dieses Mißverhältnis heute deshalb, weil als Gegensatz die vermögenslose Schicht der Gehaltsempfänger und Industriearbeiter in den letzten Jahrzehnten an Zahl so zugenommen hat. Es wurde ja schon gesagt, daß der jährliche Bevöl-

kerungsüberschuß, den Landwirtschaft, Fischerei usw. nicht mehr aufnehmen konnten, in diese städtischen Berufe abgewandert ist.

Die Bauern und Pächter haben in Japan von allen Ständen das härteste Los. Da nur 20% des Landes bebaubar sind, und eine solche Unmenge von Menschen sich darauf zusammendrängt, sind die Bodenpreise und infolgedessen die Pachten so ungesund hohe Liebhaberpreise geworden, (und dementsprechend verschuldet und zinsbelastet), daß mit den erzielbaren Preisen der Bodenprodukte kaum ein menschenwürdiges Leben für die fleißigen Bodenbebauer erzielt werden kann. Bauer und Militär sind aber eng verbündet und es ist sicher, daß unter diesem Druck auch kommende Regierungen sich die Köpfe zerbrechen werden, wie man dem Bauern helfen kann. Die Entwertung des Yen sollte in erster Linie den japanischen Bauer entlasten. Leider sind Reis und Seide nicht genügend gestiegen und die Erleichterung, die höhere Preise anderer Bodenprodukte wohl gebracht haben, genügen in den meisten Provinzen Japans nicht. Man kann sich den Kopf noch so sehr zerbrechen, ein Mittel dem japanischen Bauern richtig zu helfen, so daß er für seine schwere Arbeit einen Lohn erhält, der ihm dauernd seine Sorgen abnimmt, ist wohl nicht zu finden. Immerhin aber ist sein Lebensstandard viel höher als der der chinesischen Bauern und auch höher als der seiner eigenen Vorfahren. Auch die Industriearbeiter sind mit ihrem Los nicht so unzufrieden, wie man glauben möchte, wenn man in Europa oder Amerika japanische Lohnzahlen hört. Sie kommen damit aus und sind froh die Arbeit zu haben.

Vorläufig verbinden die Japaner wissenschaftliche Gartenbaumethoden in der Landwirtschaft und modernste technische Methoden in der Industrie mit ihren bescheidenen Konsum-Ansprüchen, und so ist es ihnen möglich das, was sie vom Auslande brauchen, knapp aber doch fast ganz durch Exporte zu bezahlen und im Inlande den Kampf ums Brot im amerikanischen oder europäischen Sinne nicht aufkommen zu lassen, also eine der schlimmsten Gefahren für den nationalen Zusammenhalt glücklich zu vermeiden. Auf seinen armen Berginseln zusammengedrängt, ist das große japanische Volk wie eine vielköpfige, fleißige Familie, die bescheiden lebt und deshalb keine Sorgen hat und glücklich ist. Ist man von Kindheit auf an einfachstes Leben gewöhnt, so bringt

einem selbst eine geringe Steigerung größte Freude, der Verwöhnte aber kennt solche Freude nicht. Die langsame Steigerung des Lebensstandards ist für Japan der richtige, einzig mögliche Weg. Sonst könnten solche Menschenmassen auf diesen armen Inseln nicht existieren. Ihr Fleiß und ihre Bescheidenheit setzt diese vielköpfige Familie auch in den Stand alle Rechnungen, Zinsen und geringen Schulden pünktlich bar zu bezahlen, so daß jeder Lieferant sie bevorzugt billig bedient. Japan gilt heute fast als bester Zahler der Welt. Als der Wert des japanischen Yen gesenkt wurde, senkten fast alle ausländischen Lieferanten ihre Preise, viele in voller Proportion der Entwertung, denn kein Lieferant wollte auf diesen guten Kunden verzichten.

Privatwirtschaftlich hat Japan verhältnismäßig wenig internationale Bindungen. Die Streichholzindustrie war vom schwedischen Kreuger-Konzern abhängig, das waren aber für Kreuger Zuschußbetriebe. Jetzt sind sie frei. Die Glühlampenindustrie war ursprünglich in Japan von U.S.A. gegründet und wurde, solange die Patente liefen, vom internationalen Kartell beherrscht. Jetzt ist auch diese Industrie frei. Vor kurzem soll die Japan Stahlrohr A.G. in das internationale Röhrenkartell eingetreten sein. Aber solch ein Schritt ist eine Ausnahme, bei dem vermutlich aller Vorteil auf japanischer Seite liegt, sonst hätten die Japaner sich kaum dazu entschlossen. Die japanischen Unternehmer sind nämlich im allgemeinen nicht für internationale Abmachungen zu haben. Und sie haben den Wunsch lieber unter sich zu bleiben. Sie fürchten das Umständliche der Verhandlungen mit Ausländern und sie fürchten, im Netz überfeinerer juristischer Verträge irgendwie unerwartet gefangen zu werden. Das Pochen auf Gesetzes- oder Vertragsparagrafen ist dem japanischen Volkscharakter sehr zuwider, deshalb geht japanisches Rechtsgefühl und japanische Rechtsprechung anders als in Europa mehr auf Kompromisse und Herstellung des Friedens als auf Feststellung, wer "Recht" hat. Diese verschiedene Auffassung muß internationale privatwirtschaftliche Abmachungen schwierig machen. So kommt es, daß die Japaner auch auf privatwirtschaftlichem Gebiete eine durch und durch nationale Einstellung haben. Dies kommt z. B. dadurch zum Ausdruck, daß in keinem Aktienprospekt der Hinweis fehlen darf, wie national notwendig oder vorteilhaft das betreffende

Unternehmen für Japan sei. Selbstverständlich sind solche Versicherungen mit einem Körnchen Salz zu nehmen, denn in Japan geben Kapitalisten selten Geld für Neugründungen, es sei denn, sie glauben an eine sehr hohe Rentabilität. Aber die Tatsache, daß solch eine nationale Bemerkung im Prospekt notwendig ist, beweist aufs deutlichste, wie weit der nationale Gedanke jede Betätigung in Japan durchdringt.

Im Außenhandel ist Japan nicht mehr und nicht weniger nationalistisch wie alle anderen Staaten. Man will möglichst alles selbst machen, das heimische Produkt wird bevorzugt selbst wenn es schlechter und teurer ist, man möchte möglichst viel exportieren und möglichst wenig importieren.

Uebrigens gilt dies in Japan etwas mit Einschränkungen. Man bemerkt, dass die Regierung den Exportdrang gewisser Industrien bremst. Auch von der Industrie werden viele Exportanregungen aus dem Auslande abgelehnt. Warum soll man auch den Welt handel forcieren, wenn man im Inlande genug zu tun hat? Warum soll man für das Ausland gar Artikel machen, für die man im Inlande keinen Absatz hat? Wenn man ungefähr genug exportiert, um den Import zu bezahlen, so genügt es ja. Welthandel steigert zwar den Lebensstandard, aber lieber bescheiden und gemütlich, in nationaler Geschlossenheit beisammen bleiben, als gut leben! Es gibt für Japan nur eine triftige Begründung, den Export zu steigern, nämlich die notwendige Versorgung der gestiegenen und weiter steigenden Bevölkerungszahl. Nun, dafür wird die Mandchurei organisiert und Japan kann hoffen, daß jene Länder mit niedrigerem Lebensstandard als Japan, deren guter Rohstoffkunde Japan ist, als Gegenleistung von Japan Industrieprodukte kaufen werden. So ist es wahrscheinlich, dass (wie bisher in den meisten Jahren) Japans Aussenhandel auch in Zukunft leicht passiv bleiben wird. (1933 führte Japan etwa für 2 Milliarden Yen ein und für 1,9 Milliarden Yen aus) Das ist für Japan nach innen und außen eine überaus angenehme, wenig Angriffsflächen bietende Lage. Der ganze Außenhandel ist überdies neben den Zahlen der jap. Gesamtproduktion so nebensächlich gering, daß man wie auf so vielen anderen Gebieten auch für die Wirtschaft feststellen muß, daß Japan sich eines beneidenswerten Zustandes nationalen Insichgeschlosseneins erfreut.

Freilich ist dieser Zustand erkaufte durch die bescheidene Lebensweise der großen Mehrzahl des Volkes.

Ich habe nun all die inneren und äußeren Grundlagen, auf denen Japans nationale Gesinnung aufgebaut ist, geschildert, nur den meines Erachtens wichtigsten Grund habe ich bisher nur gestreift. Ich meine den nationalen Shintô-Kult. — Shintô — auf Deutsch der Weg der Götter, oder der Weg der Seelen war Japans alte, vorbuddhistische Religion, deren wichtigste Verehrungsstätten und Heiligtümer seit uralter Zeit die Tempel von Ise und Izumo waren. Es ist keine eigentliche Religion mit Philosophie oder mit einer Morallehre, sondern es ist nur der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen weiterleben und hie und da diese Welt besuchen, daß man die Seelen der eigenen verstorbenen Vorfahren ehren muß, damit sie den Nachkommen beschützen, und daß vor allem das Kaiserhaus, von dessen göttlichen Vorfahren die Mythologie berichtet, geehrt werden muß.

Ein paar Jahrhunderte nach Christus kam über Korea und später direkt aus China der Buddhismus, was zu einigen Religionskriegen führte, die (wie alle Religionskriege) mit Kämpfen um die politische Macht zusammengingen. Der Buddhismus siegte besonders deshalb, weil damals einzelne Familien nach und nach politische und kriegerische Macht an sich gerissen hatten und diese Familien ein gewisses Interesse besaßen, dem im Kaisergedanken gipfelnden Shintô ein Gegengewicht entgegenzusetzen. Als nun in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts das in Kyôto verbliebene Kaiserhaus die politische Gewalt wieder übernahm, wurde der Buddhismus zurückgedrängt und viele buddhistische Tempel wurden dem Shintô übergeben, so z.B. die berühmten Nikkô Tempel, wo die Ahnen der Tokugawa-Familie begraben liegen. Die wichtigsten Shintô Tempel wurden dem Kultusministerium unterstellt, sodaß deren Shintô-Priester nun Staatsbeamte wurden. Genaue Vorschriften wurden erlassen, und alles gar zu Primitive wurde nicht offiziell anerkannt und nach und nach abgebaut, so z. B. die Phallus-Heiligtümer.

Was übrig blieb, war schließlich die Verehrung der eigenen Vorfahren, die Verehrung der um das Vaterland verdienten Männer, insbesondere der im Krieg gefallenen Soldaten und die Verehrung des Kaiserhauses und der kaiserlichen Ahnen bis hinauf zum ersten

irdischen Kaiser Jimmu Tennô und dessen göttlichen Vorfahren. Es wurde amtlich bestimmt, daß diese Verehrung kein Gottesdienst sondern ein nationaler Kult sei, und es wurde ja schon gesagt, daß sich von diesem Kult niemand ausschließen darf. Shintô hat Tempel, Priester und Gläubige, die beten, und es ist deshalb nicht leicht, dem Gedanken zu folgen, daß dies keine Religion sein soll. Ich halte aber die offizielle, japanische Auffassung für einen außerordentlich klugen und geschickten Schritt. Man vermeidet allen Religionsstreit, läßt auch die protestantischen und katholischen Missionen weiter arbeiten, man läßt sogar die unzähligen nicht offiziellen Shintô Schreine, manche mit recht primitiven Idolen weiterbestehen, so gut sie bestehen können, aber eins wird verlangt, daß jeder, sei er Buddhist, sei er Christ, sei er sonst etwas, den nationalen Shintô-„Kult“ anerkennt und pflegt.

So kommt es, daß ohne Religionskampf, nach und nach immer mehr vom Buddhismus abbröckelt. Früher war wenigstens der Dienst bei Leichenfeiern noch eine Domäne der Buddhisten, neuerdings aber werden auch diese im steigenden Maße den Shintô-tempeln übertragen. Hochzeiten wurden schon seit geraumer Zeit mit Shintô Kult gefeiert. Die Zahl der Christen ist gering (knapp eine einzige Million), doch spielen sie eine größere Rolle als diese Zahl vermuten läßt. Die Buddhisten imponieren besonders bei ihren häufigen, gewaltigen Festen, wo die Geld opfernden und betenden Tempelbesucher nach Hunderttausenden zählen, aber dies tut dem daneben bestehenden nationalen Kult keinen Abbruch. Es haben sich sogar neue eifrige Shintô-Sekten gebildet, die unter Führung eines oder einer Heiligen ohne Staatsmittel aber auf Shintô-Grundlage Tempel errichten und viele Millionen Gläubiger gesammelt haben.

In Stadt und Wald stößt man auf alte, schöne Bäume, die Shintô-Heiligtümer sind. Am Gießbach, am Berg findet man Steine oder kleine Schreine, zur Verehrung der Geister. Jedes Dorf hat sein Shintô-Dorf-Heiligtum. Fast jede Fabrik hat einen Shintô-Schrein auf dem Hof. Auf unzähligen Privatgrundstücken ist eine gute Ecke für einen kleinen, stets gepflegten Shintô-Schrein reserviert. Und die großen schon genannten Shintô-Tempel in Ise und Izumo oder der dem vorletzten Kaiser geweihte Meiji-Tempel in Tôkyô oder der große Yasukuni-Tempel, in dem die Seelen der

in den letzten Kriegen fürs Vaterland gefallenen Krieger verehrt werden, sind stets voll von Besuchern und immer wundervoll gepflegt.

So wird die Nation ohne Kampf gegen die bestehenden, rass fremden Religionen von Jahr zu Jahr fester und fester in einem nationalen Kult zusammengefaßt, der angestammtes Erbgut der Nation aus ihrer Urzeit ist. Sicheinsfühlen mit der beseelten Natur der Heimat, Sicheinsfühlen mit der Kette der eigenen Vorfahren, Verehrung für alle Helden, die sich für das Vaterland geopfert haben, höchste Verehrung für das angestammte Herrscherhaus, . . . das ist Shintô, der Weg der Seelen, den die japanische Regierung als nationalen Kult bezeichnet, während einige ausländische Gelehrte und Missionare sagen, es sei eine „primitive Religion.“ Aber ganz gleich was es ist, eins ist sicher, es gibt kein besseres Mittel, um die Seelen des Volkes zu packen und in nationaler Gesinnung dauernd zusammenzuhalten.

Meine Damen und Herren, ich bin am Schluß. Nur einen Wunsch möchte ich noch äußern. Nämlich, daß das nationale Japan für das durch Hitler zu neuem nationalen Leben erweckte Deutschland stets Verständnis und Freundschaft zeigen möge.

Heil Hitler!